

Abschied von Gemeinde - Schicksal oder Chance der Hochschulpastoral

Von Dr. Richard Hartmann

Richard Hartmann, geb. 1958, Studium der Theologie in Mainz und Tübingen. 1983 Kaplan in Mainz-Mombach, 1988 Promotion bei Prof. Zerfass, 1988-1991 Pfarrer in Offenbach. Seit 1991 Hochschulpfarrer in Mainz und seit 1994 Geistlicher Leiter des KSJ-Hochschulrings im Bund Neudeutschland auf Bundesebene.

1 Ausprägungen der Hochschulpastoral und ihre Hintergründe

1.1 Veränderungen der Begriffe

Hochschul-Gemeinde, Studenten-Gemeinde, das sind die Titel, unter denen sich die meisten Einrichtungen der nicht verbandlich organisierten Hochschulpastoral der Kirchen in Deutschland¹ verbergen. Erst in den letzten 30 - 40 Jahren wurde dies zum Namen für die Arbeit der Hochschulpastoral. Direkt nach dem II. Weltkrieg war von "KSG", d. h. "Katholische Studenten Gemeinschaft", die Rede.² Inzwischen beginnen einzelne Diözesen aus verschiedenen

1 Eine Vorbemerkung am Anfang: Es gibt nicht "DIE Hochschulpastoral". Je mehr die soziale Wirklichkeit in den Blick gerät als Folie, vor der sich kirchliches Handeln abspielt, desto deutlicher wird, daß auch regionale Unterschiede wichtig sind. Wenn in diesem Beitrag von Hochschulpastoral gesprochen wird, dann vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Bundesrepublik Deutschland, und hier, da ich mich auf Schulze 1992 stütze, weitgehend von der Situation vor der Wiedervereinigung. Die Gegebenheiten in der ehemaligen DDR verändern sich langsam auf eine Vergleichbarkeit hin, haben aber zugleich auch mit wesentlichen Unterschieden zu tun.

2 Vgl. Hartmann, Richard: Hochschulgemeinde/Hochschulpastoral. In: LThK V, Freiburg: Herder, 1996.

Gründen den Titel "Gemeinde" wieder aufzugeben; in Essen gibt es nur noch Katholische-Studenten-Zentren.

Solche und andere Begriffswandlungen haben verschiedene Ursachen. Zum einen spiegeln die Namen bestimmte Gesellschaftsformen: In der Studentengemeinschaft wird etwas deutlich von den kleinen Gruppierungen katholischer Studierender, die sich noch in überschaubaren und mehr oder minder geschlossenen Milieus zusammenfinden. In der Inflation des Begriffs Gemeinde verdeutlicht sich die nachsynodale These, daß Gemeinde die Sozialform des Christlichen schlechthin ist, daß gilt: "Wer mitmacht, erlebt Gemeinde!" und daß selbst Verbände und Verbandsgruppen im Ringen um eigene Autonomie für sich in Anspruch nahmen, Gemeinde zu sein und zu heißen³.

In der Hochschulpastoral war dies nicht umstritten, solange es ausreichend Priester für diese Arbeit gab; denn wie für Ignatius von Antiochien galt: "Wo der Bischof, da ist Kirche", so galt in den Umfeldern unserer Kirche, sowohl in der Definition von innen, also in innerkirchlichen Richtlinien, wie in der Erwartungshaltung von außen: "Wo der Priester ist, da ist Gemeinde". Die Diversifikation kirchlicher Berufe⁴ und die Tatsache, daß immer mehr "Hochschulgemeinden" keinen Priester vor Ort mehr haben, sorgte dann auch unter kirchenpolitischen Gesichtspunkten für eine differenziertere Redeweise bezüglich der Hochschulgemeinden, weil ja - so die offizielle Richtlinie - Laien nicht Gemeindeleiter sein könnten. Zugleich mußte aus diesem Umfeld berichtet werden, daß die Eucharistie, die im Zentrum von Gemeinde stehen sollte, nicht mehr eindeutiges Zentrum der Hochschulpastoral war.⁵

Die Zeit des "Koinonismus" als einer allein auf ein bestimmtes, klar strukturiertes Gemeindebild hin geordneten Sozialform von Kirche ist vorbei. Und die Hochschulpastoral spürt dies in der Art

3 Es ging darum, sicher zu behaupten, daß Mitglieder der Verbände, die sich als Gemeinde verstehen, dann nicht mehr unbedingt zusätzlich in einer - ungeliebten - Ortsparrei sich verwurzeln mußten, daß es also genug sei, Verbandskatholik zu bleiben.

4 D. h.: Es gibt immer mehr verschiedene Berufe im kirchlichen Umfeld, deren Abgrenzung zum Teil nur willkürlich ist.

5 Zu beidem vgl. die Veröffentlichungen der Konferenz für katholische Hochschulpastoral in Deutschland.

Abschied von Gemeinde

und Weise der Anbindung ihrer Klientel an ihre Arbeit ganz ausdrücklich.

1.2 Was ist eine Hochschulgemeinde?

Pastorale MitarbeiterInnen in der Hochschulpastoral werden oftmals von KollegInnen gefragt, wieviele Leute denn zur Hochschulgemeinde gehören. Je differenzierter wir dann die Wirklichkeit unserer Arbeit anschauen, desto schwieriger werden die entsprechenden Meßzahlen: Gehören alle Mitglieder der Universität dazu, oder wenigstens alle katholischen, oder nur die Studierenden? Darf ich nur die zählen, die zum Sonntagsgottesdienst kommen, nur die, die in den Arbeitsgruppen oder Projekten mitarbeiten? Sind es die BewohnerInnen der katholischen Wohnheime? Wie lange muß einer kommen, um dazuzugehören? Wie steht es mit den einzelnen, die nicht zu Gemeindeveranstaltungen kommen, aber bei mir in Beratung sind? Und wozu zählen die nicht-katholischen Studierenden, die zur Buntheit unseres Lebens dazugehören?

Möglich wäre ja, die Beteiligten selber zu fragen. Aber auch hier werden die Antworten ganz unterschiedlich ausfallen. Wenige werden eine Totalidentifikation mit dem Sozialgebilde "KHG/KSG" vorlegen. Es heißt in diesen Kreisen höchstens: "Ich gehe in die KHG." Die Rolle von "Gemeindeversammlungen" und auch der demokratischer Legitimation von "Gemeinderäten" durch "Wahlen" sind unbedeutend. Und selbst für die Mitglieder dieser Gremien ist die Vielfalt so komplex, daß eine genaue Beschreibung und vor allem Begrenzung nicht gelingt. Und andere tragen lange Verantwortung für einen bestimmten Bereich innerhalb unserer Arbeit, würden sich immer dazu bekennen, kämen aber auch gar nicht auf die Idee, damit die ganze Gemeinde in Beziehung zu setzen.

Das Programm der KHG gehört zu einem Spektrum von möglichen Erlebnisangeboten, das je nach individueller Entscheidung kurzfristig oder auch längerfristig belegt wird wie andere Veranstaltungen an der Uni. Alle, die Hauptamtlichen und deren Vorgesetzte, manchmal eben auch die Gemeinderäte laufen dem Traum nach: "Aber es muß doch klar sein, wer ganz richtig dazugehört."

2 Veränderungen der Milieus

2.1 Ende des katholischen Milieus

Dieser Traum, der nicht nur in der Hochschulpastoral sondern auch in den meisten anderen Bereichen geträumt wird, hat seine Ursache in einer noch immer stark nachwirkenden Sozialform des Christentums: Noch Ende des 19. Jahrhunderts gab es zumindest ein relativ geschlossenes Arbeitermilieu und ein klar konturiertes katholisches Milieu. Von der Taufe bis zur Beerdigung, vom Metzger über die Gewerkschaft bis zum Sportverein war alles deutlich konfessionell geprägt und orientiert. Grenzgänger gehörten zu den Randsiedlern und wurden nicht selten ausgegrenzt.⁶ Zwischenzeitlich gehört das Wissen um das Abschmelzen dieser Milieus zu den Allerweltswahrheiten. Dennoch gibt es sowohl in den Kerngemeinden als auch in Hauptamtlichenkreisen noch starke Nachklänge dieser Sozialform und nicht geringe Trauer darüber, daß diese Sozialform nicht mehr existiert. Etliche Angebote der Gemeinde klingen nach einem umfassenden Freizeitprogramm, und es gibt nicht wenige im inneren Kern der Gemeinde, die fast beleidigt sind, wenn Gemeindemitglieder einzelne Bereiche ihrer Freizeit-Aktivitäten anderswo ausfüllen und befriedigen lassen, als in "ihrer Gemeinde". Man bedauert die Pluralität der Angebote unserer Gesellschaft und erfährt sich in einem verzweifelten Konkurrenzkampf um Marktanteile unserer individualisierten Gesellschaft. Dieser Kampf um die Kirche als *societas perfecta* muß ausdrücklich als vergeblicher Kampf offengelegt werden. Zumindes auf vier eher verzweifelte Reaktionen verweist Gabriel⁷:

- *Fundamentalistisch* suchen weniger als 10 % der Bevölkerung Anlehnung an Hierarchien und Autoritäten, die sie im Entscheidungsnotstand ihrer Lebensgestaltung entlasten.
- *Explizit interaktiv* kann man den "harten Kern" der Pfarrgemeinden nennen. Es sind jene, die institutionsnah sich versammeln; sie halten jedoch die Spannung aufrecht zwischen dem Wunsch,

6 Gabriel, Karl; Kaufmann, Franz-Xaver (Hrsg.): Zur Soziologie des Katholizismus. Mainz: Grünewald, 1980.

7 Gabriel, Karl: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne. Freiburg: Herder, 1992.

Abschied von Gemeinde

- sich zu binden, gleichzeitig aber dem Anspruch auf Autonomie für ihr Privatleben (Lebensstil, Sexualmoral,...). Diese Gruppe schrumpft deutlich, was sich vor allem in ihrer Altersschichtung zeigt: Zwar können noch über 50 % der über 60 jährigen dazugezählt werden, aber weniger als 1/6 der unter 30 jährigen.
- Eine *diffuse*, synkretistische Ausrichtung läßt sich weiterhin ausmachen, mit verblaßtem Profil, im Umfeld von Äußerungen wie “Wir glauben schließlich doch alle irgendwie an denselben Gott.”
 - Eine weitere Reaktionsweise zeigt sich in der immer stärkeren *formalen Organisationsweise* von Kirche, in der mehr und mehr kirchliche Felder durch berufliche Organisation aufrechterhalten werden. Vorrangig ist hier der Caritas- und der Bildungssektor zu benennen.

All diese Reaktionsweisen nehmen jedoch die Veränderung von Kirche in unseren Tagen nicht auf, sie dienen nicht dem Menschen, der sich in ganz neuen Milieus findet. Kirche, die darauf eingeht, wird ausdrücklich versuchen, biographisch und personalifiziert sowie alltagsbezogen die Bedürfnisse aufzugreifen und vor dem Hintergrund ihres Glaubensschatzes zu befruchten.

2.2 Milieubildung in der Erlebnisgesellschaft

Wie leben die Menschen, für die wir uns als Kirche engagieren? Was sind unsere eigenen Milieus, in denen wir uns zu bewähren suchen, in denen wir als Christen unser Leben prägen lassen?

Die hilfreichste und in der wissenschaftlichen Diskussion am stärksten aufgegriffene Interpretation legte Gerhard Schulze vor⁸ in seiner Studie zur ‘Erlebnisgesellschaft’. Zur Kategorisierung der gesellschaftlichen Großgruppen dienen ihm nicht nur der Bezug auf die Existenzformen, sondern noch stärker Beobachtungen zur Kommunikation in diesen Gruppen: Partner- und Freundschaftsbeziehungen, Bekanntenkreis, Vereine und “Szene” bestimmen am ausgeprägtesten das Selbstverständnis und die Zuordnung der einzelnen und sorgen für die notwendige soziale Stabilität⁹. Veränderungen in der Zugehörigkeit zu den Milieus geschehen am deutlichsten im

8 Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft : Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt: Campus, ⁵1995 (1992).

9 Vgl. Schulze 1992, S. 174.

Zusammenhang des individuellen Bildungsgrades und in der Altersgruppierung.¹⁰ Schulze differenziert fünf Milieu-Typen, drei Typen der über 40-jährigen, die er als "welt-verankert" beschreibt, und zwei Typen der unter 40-jährigen, die er der "Ich-Verankerung" zuordnet¹¹:

Welt-verankert (40-70 jährige)

- Niveaumilieu: Hierarchie- und Rangstreben, Abitur (Anteil der milieuspezifischen Typen in den zugehörigen Altersgruppen: 42 % / aus anderen Gruppen: 7 %)
- Integrationsmilieu: Soziale Erwartung: Konformität, mittlere Reife (31% / 11%)
- Harmoniemilieu: Bedrohung/Geborgenheit, Volksschule (71% / 22%)

Ich-verankert (18-40 jährige)

- Selbstverwirklichungsmilieu: orientiert am inneren Kern: mittlere Reife, Abitur (55% / 8%)
- Unterhaltungsmilieu: orientiert an Bedürfnissen und Stimulation, Volksschule (32% / 5%)

Für unsere Bezugsgruppe genügt eine genauere Betrachtung des Selbstverwirklichungsmilieus.¹²

Das Selbstverwirklichungsmilieu charakterisiert Schulze u. a. mit folgenden Hinweisen¹³:

Die Alltagserfahrung manifestiert sich in einer neuen Kulturszene und großen Teilen der Kneipenszene. Im Blick auf das Berufsleben haben soziale, therapeutische und pädagogische Berufe deutliche Präferenz. Individualtourismus (Rucksacktourismus) und moderner Freizeitsport sind wichtig. Im Bekleidungsstil finden sich sportliche und alternative Formen, aber auch eleganter Ausdruck.

10 Vgl. Schulze 1992, S. 192 f.

11 S. v. a. Schulze 1992, S. 261 und 663.

12 Da viele Hochschulgemeinden jedoch auch mit der Gruppe der älteren Universitätsangehörigen oder bestimmter "Personalgemeinden" zu tun haben, wäre dafür auch eine genauere Beachtung des Niveaumilieus angebracht, besonders auch der Grenzziehungen zwischen diesen Milieus und der immanent verursachten Konflikte.

13 Vgl. Schulze 1992, S. 321.

Abschied von Gemeinde

Zeichen der Alltagsästhetik ist die neue Kulturszene. Im Lesestoff wie im Fernsehen hat die Sachorientierung - Wissenschaft, Technik, Politik und Zeitgeschichte- außerordentlichen Vorrang. Die Zeit, Spiegel, Stern, taz und Stadtmagazine werden gelesen. Pop, Rock und Folk bestimmen den Musikgeschmack, aber auch für klassische Musik und Schauspiel bleibt Raum. Action und Kontemplation bestimmen das Genußschema, alles Barbarische und Konventionelle wird abgelehnt. Narzißmus und Perfektion gerät zur Lebensphilosophie.

Menschen dieses Milieus haben einen großen Freundeskreis und geringe Bereitschaft zu politischer Unterordnung. Sie suchen nach Abwechslung und zeichnen sich daher durch hohe Offenheit aus; sie sind zugleich zu intensiver Reflexion bereit.

Nur eine knappe Skizze bleibt für diese Zusammenfassung. Intensivere Beschäftigung mit der Analyse Schulzes verdeutlicht schnell die eigene Einbindung oder Spielweise bezüglich dieses Milieus, und viele Studierende in der Arbeit der Hochschulpastoral lassen sich ebenso in diesen Beschreibungen finden. Welche Konsequenzen hat dies für unsere Pastoral?

3 Pastoral im Selbstverwirklichungsmilieu

Kirche kann nicht - oder nicht mehr - davon ausgehen, daß die Menschen, die sich an Jesus Christus binden, ein Sondermilieu bilden oder sich in ein solches umwandeln lassen. Kirche hat nur dann eine Chance in der "Postmoderne", wenn sie ihre Rolle und ihren Ansatz in den vorhandenen Milieus findet und von daher Akzentuierungen vornimmt. Ein geschlossenes Gemeindebild mit der Anbindung von der Wiege zur Bahre paßt nicht in die Lebenswelten unserer Zeitgenossen. Daher wird auch eine Sozialform von Kirche, die sich zuerst von der Totalidentifikation her versteht, nur für einen minimalen Teil der Zielgruppe relevant sein. Ein Bild von der Gemeinde der konzentrischen Kreise, die zentripedale Kräfte hat, die vom Zentrum her ausgreifend alles in ihre Mitte zu saugen versucht, schreckt in vielerlei Weise sogar ausdrücklich ab. Die zentrale Frage, der sich die Verantwortlichen in der Kirche stellen müssen, ist, in welcher Weise sie durch ihre Mitglieder und ihre hauptberuflichen MitarbeiterInnen in den Milieus präsent sind, nicht um in Assimilation von den Milieus aufgesogen zu werden,

sondern um sie vom Hintergrund der "Hoffnung, die uns trägt" (1 Petr 3,15) mitzugestalten.

Die pastoralen Ansätze des Paulus, besonders seine Erfahrungen in Korinth und Athen, sind es, die uns Vorbild und Warnung sein könnten. Er steht auf dem Areopag und versucht die Athener ins Gespräch zu bringen. Wie schwierig dies ist, wird in der Apostelgeschichte überliefert (Apg 17,16 - 34). Er predigt nicht eine Trennung von den Zeitgenossen in Korinth, sondern ein reflektiertes und offenes Miteinander ohne Verrat an den eigenen Lebensgrundlagen (1 Kor 8, 1-13).

Befähigung für diesen Dialog, für diese offene Kommunikation ist die Hauptaufgabe der Hochschulpastoral nach innen. Pflege dieses Dialogs, hingehen an die Orte, an denen er stattfindet, wäre die Akzentuierung nach außen. Dies geschieht nicht in einem katechismusartigen Lernprozeß sondern in einer mit Klammer zu beschreibenden Art der "Projekttheologie":

"Was sagt die Leber zur Niere: Du scheidest aus? Was bemängelt der Mund an dem Ohre, daß es sich nicht öffne und schließe und keine Nahrung aufnehme wie er? Was sagt einer zum anderen: Du lebst nicht wie ich? Christus ist ganz mein, und dein, denn du bist geschieden, ist Christus nicht? Wer vermag zu sagen, ich interpretiere, ich allein sehe richtig? So ist die allgemeine Theologie, das alttestamentliche Lehrhaus und Gebäude in Christus eine spezifische Theologie geworden. Was Orden, Ordensgründer, Väter, Ekkehart, Franziskus, Erasmus, Konzilien und eigenständige Denker selbst im großen getan haben, führt in eine Projekttheologie und wird zur Theologie unserer Tage und findet Annahme in allen Menschen. Wie die Menschheit eine Einheit ist, die Menschwerdung aber in Zugehörigkeit, Rasse, Familie, Stamm und Völkern sich vollzieht, bleibt die Gottesfrage ewig eine. Bleibt Christus idem und derselbe. Und prägt dennoch nach unterschiedlichen Voraussetzungen, Kenntnissen, Erfahrungen, Anforderungen, Situationen, Projekten unterschiedlich aus."¹⁴

Die Erlebnisgesellschaft, auch in der Multikulturalität und Pluralität des Selbstverwirklichungsmilieus, ist nicht als wertneutral zu verstehen, sie ist geradezu auf "ethische Imprägnierung" angewiesen. Die Individualisierung und Pluralisierung verlangen dem

14 Klammer, Bruno: Projekttheologie. Zürich: Ammann, 1995, S. 25.

Abschied von Gemeinde

Menschen viel ab: Beweglichkeit, differenzierte Wahrnehmungsfähigkeit, starkes Selbstbewußtsein, Toleranz. Zu all diesen Fähigkeiten haben wir von unserem Glauben her etliches anzubieten. Eine ausdrückliche Irreführung beginnt jedoch dann, wenn ein Gottesbild verbreitet wird, in dem nach Tilmann Mosers Gottesvergiftung gilt: Die Enge meiner frühen Welt hast du benutzt, um dich riesig aufzublähen, um mir selber keinen Platz mehr zu lassen. Hier verfällt die Kirche dem Modell des Fundamentalismus, der den Menschen isoliert und letztlich lebensunfähig macht.

Wenn "Action und Kontemplation" zum Genußschema des Menschen im Selbstverwirklichungsmilieu gehört, dann hat Hochschulpastoral gerade hierin Möglichkeiten zu besonderen Projekten: Wallfahrt; Zeit im Kloster; Exerzitien; geprägte Kirchenjahreszeiten; besonderes Engagement in einem Eine-Welt-Projekt, Sozialprojekt oder einem kulturschaffenden Projekt (Theater; Musical; Bildende Kunst).

Wenn hohe Reflexivität angesagt ist und hohe Offenheit, so kann in qualifizierter Weise gerade hier intellektuell und biblisch Material erschlossen werden, das der Lebensentscheidung und Urteilsfindung dient (Arbeitskreise mit Dialogmöglichkeiten auf hohem Niveau; qualifizierte Verkündigung und Predigtarbeit; Beiträge in reflexiven Prozessen und Veranstaltungen im Universitäts- und im Kulturbereich). Solche Angebote und Initiativen werden jedoch nicht implizit zu Versuchen, die Menschen zum eigentlichen Leben in der Kerngemeinde zu führen, sondern ihre Lebensentwürfe zu entfalten. Solche Projekte zu entfalten geschieht wiederum selber in Projektansätzen. Die Verantwortung und Gestaltung solcher Projekte obliegt nicht allein den Hauptberuflichen, sondern in eigener Weise denen, die als freiwillige MitarbeiterInnen diese Projekte durchführen.

Hochschulpastoral entwickelt sich in diesem Kontext zu einem Netzwerk, einem sehr diffizilen und differenzierten Gebilde, das möglichst viele, zum Teil auch sehr weit ausladende Anknüpfungspunkte bildet, an denen wesentliche Erfahrungen für die religiöse Prägung gemacht werden können.

4 Rolle der hauptberuflichen und freiwilligen Verantwortlichen für das Ganze

Damit bleibt jedoch den hauptberuflichen und den freiwilligen Mitarbeitern ein zentrales Problem. Wo in der sozialen und strukturellen Beschreibung das Zentrum ihrer Arbeit ist, können sie nicht mehr sicher und absolut sagen. Sie können sich weder zurückziehen auf die Rolle der Liturgie, die den Altar zum Zentrum macht, noch auf eine mehr oder minder legitimierte Institution, die verantwortlich alles zusammenhält (wie etwa den Gemeinderat). Hochschulpastoral wird plötzlich zu einem Feld weitverzweigter Initiativen, die zwar letztlich alle das Gleiche wollen in der Verkündigung der Liebe Gottes, die sich aber noch lange nicht deshalb einer bestimmten Organisationsform beugen. Hauptberufliche und freiwillige MitarbeiterInnen, die dennoch "das Ganze im Blick haben wollen", müssen beginnen, das Ganze ihrer Möglichkeiten zu erkennen und darin zu wirken:

- Vom Auftrag der Diözesankirche her stehen ihnen *materielle Ressourcen* zur Verfügung, deren verantwortlichen Einsatz sie organisieren.
- Vom Kontext ihrer Rolle her dienen sie der *Vernetzung und gegenseitigen Information*, helfen mit, daß alle, die fragen, den Bereich finden, der ihrer Situation entspricht (Informations-Agentur nach innen und nach außen).
- Aus dem Zusammenhang ihrer *kommunikativen Kompetenz* stellen sie sich zur Verfügung, um die jeweiligen Projekte sowohl inhaltlich als auch prozeßorientiert zu begleiten und zu reflektieren.
- Vor dem Hintergrund ihrer *theologischen Kompetenz* bringen sie ihren Sachverstand ein, um in den Dialogen notwendiges Material aufzubereiten.
- Vor dem Hintergrund ihrer *zeitlichen Ressourcen* sorgen sie für eine regelmäßige Analyse der pastoralen Adaptionenpunkte und fördern für die Defizitbereiche neue Projekte.
- Aus ihrem *eigenen Interessenbereich* schaffen sie selber Projekte, die dazu dienen, Rechenschaft für die Hoffnung abzulegen.

Diese Liste erscheint sicher zuerst als Überforderung vor allem für die Hauptberuflichen, die meist noch intensiver mit der von ihnen angenommenen Rolle identifiziert werden. Sie müssen damit

Abschied von Gemeinde

rechnen, daß in der Vielzahl der möglichen Projekte, die auch im begrenzten Dissens zueinander stehen werden, immer wieder versucht wird, sie auf die jeweilige Seite zu ziehen und zum/r Partei-gängerIn zu machen. In ihrer Amtlichkeit können und dürfen sie dies jedoch nicht¹⁵. Darum müßte auch immer deutlicher überlegt werden, ob nicht ein Projektpriester¹⁶, ein Priester auf Zeit¹⁷ bestimmte begrenzte und darum auch pointierte Aufgaben übernehmen könnte. Die intellektuellen, spirituellen und kommunikativen Kompetenzen der MitarbeiterInnen in der Hochschulpastoral dürfen jedoch nicht zu gering veranschlagt werden:

“Ein Priester kann noch so fehlerlos sein, wenn seine Sicht beschränkt ist, und wenn sein Horizont sich verengt, sitzen wir ihm wie einem Totengebein gegenüber. Er mag dann Sakramente spenden, zu den Aspekten des Lebens trägt er nicht bei. Der Dialog ist das Sakrament des Wortes. Dialog sichert uns die Information, die wir brauchen. Selten sind Gelehrte Fanatiker, Ungelehrte, und die, die wir Halbgelehrte nennen, häufig. Wer zu glauben bemüht ist, holt einen Teil der Informationen aus sich selbst.

Aber wie nicht jede Mutter ihre eigene Erziehungstheorie sein kann, kann nicht jeder Gläubige ein Glaubensdidakt sein. Rede über den Glauben ist auch Rede aus Wissen und Erkenntnis heraus. Insbesondere bedarf der Priester selbst der Information.”¹⁸

5 Projekt einer Bestandsaufnahme

Von theoretischem Hintergrund betrachtet, scheint die Hochschulpastoral in unserer Zeit zu einer kaum zu leistenden Aufgabe zu werden. Dieser Anschein trügt. Zum einen wird in dieser Beschreibung deutlich, daß kein allgemeines Normbild mit einem Verzeichnis von unabdingbar notwendig zu leistenden Aufgaben dieses Pastoralfeldes mehr gezeichnet wird. Allein die Vielfalt eines

15 Vgl. Klammer 1995, S. 31.

16 Klammer reflektiert nur auf die Priesterrolle. Dies vor allem, weil an sie die Erwartung des “Diener an der Einheit” gekoppelt ist, während der Einsatz von Laien auch bislang schon anders und eher projektorientiert ermöglicht wurde. Die Problematik der verschiedenen kirchlichen Berufsrollen kann an dieser Stelle nicht weiter entfaltet werden.

17 Vgl. Klammer 1995, S. 52.

18 Klammer 1995, S. 203.

Netzes gilt es zu knüpfen, was denen am einfachsten gelingen mag, die selber zum Milieu gehören, in dem sie arbeiten. Zum anderen habe ich den Eindruck, daß in der Vielfalt dessen, was in der Hochschulpastoral geschieht, viele dieser Aufgaben mehr oder minder intensiv geleistet werden, wir Hauptamtlichen jedoch immer noch jenes zentralistische Gemeindebild im Kopf haben, nach dem wir einzelnen Initiativen und Gruppen erst etwas zutrauen dürfen, wenn sie auch im Sonntagsgottesdienst sind.

Was also arbeiten wir derzeit? Dieser Frage sollten sich die verschiedenen Hochschul"gemeinden" stellen. Immer wieder gilt es, sich selber synchron und diachron Übersichten zu verschaffen, was in diesem Umfeld geschieht und mit welchen Vernetzungen, um sich nach dieser Übersicht zu neuen Projektschritten zu entscheiden.

Synchrone Beobachtungen wären z.B.:

- Zuordnungen nach den gemeindlichen Grundfunktionen: Gottesdienst - Verkündigung - Liebesdienst - Gemeinschaftsdienst.
- Ordnungen nach den verschiedenen angestrebten und erreichten Zielgruppen, die dann in Bezug zu setzen sind zur Wirklichkeit der Hochschule und des Bezugsmilieus.
- Beziehungen und Kontakte, die durch die und aus der Gemeinde heraus wahrgenommen werden sind zu betrachten.
- Zu untersuchen ist, welche anderen Träger kirchliche Aufgaben in diesem Milieu wahrnehmen.

Diachron ist interessant, wie in Jahresrhythmen diese Beobachtungen sich verändern. Allein eine Relecture der eigenen Semesterprogramme könnte zu Erstaunen (wegen der Veränderungen) oder Erschrecken (wegen der Unbeweglichkeit) führen.

6 Abschied von Gemeinde

Das klassische Gemeindebild ist für das Arbeitsfeld der Hochschulpastoral, ich glaube, sogar darüber hinaus wenigstens auch der Stadtpastoral, längst überholt. Es taugt nicht, weil es zu monistisch und statisch ist. Es taugt nicht, weil es den Erwartungen der Menschen nicht gerecht werden kann. Es taugt nicht, weil es uns Hauptverantwortliche ewig in Verzug setzt, einem Ziel nachzueilen, das nicht mehr erstrebenswert ist.

Abschied von Gemeinde

Der Abschied von der Gemeinde ist darum nicht einfach nur Schicksal. Diesen Abschied anzunehmen und in einem neuen Ansatz zu arbeiten, bietet kaum übersehbare Chancen.

Das mögliche Bild für die Pastoral der Zukunft, das sich mir dazu nahelegt, ist das Bild des Netzes: Nicht eines Netzes, das so fein und engmaschig ist, daß es alle Lebewesen unfrei herausfiltert, und das dabei sogar das Seemilieu tötet, indem es ausgeworfen wird. Ich habe eher eines der alten Netze im Blick, ein Netz das auch schon offene Stellen hat, an dessen Waben sich Muscheln verfangen haben, das gemächlich durch die See gezogen werden kann, und voll Sicherheit immer wieder vieles, auch ganz Verschiedenes einfängt.

Es ist das Netz, mit dem nicht alle Fische des Sees von Genesareth gefangen wurden, aber 153 (Joh 21,11) Fische für alle Milieus und Lebenswelten unserer Tage.